

Frigga Haug

## Umgang mit Behinderung

### 1. *Political correctness*

*Behinderung* gehört zu den Worten, die ein fortschrittlicher Mensch heute nicht mehr ausspricht - *fortschrittlich* im übrigen auch. Die Denkrichtung, die eingeschlagen und in Worte gefasst gehört, ist: nicht der Einzelne ist behindert, sondern die Gesellschaft macht ihn dazu. "Was normal, was abnorm ist, wird von den jeweils anderen definiert, von der Gruppe der >Normalen<, derer, die drinnen stehen, die Zugang haben zu gesellschaftlichen Ressourcen [...] Der Blick auf diskriminierte und marginalisierte Gruppen schärfte in den letzten 15 bis 20 Jahren das Verständnis für die soziale Konstruktion körperlicher Abweichung. Theoretische Voraussetzung waren die verschiedenen Ansätze von sozialem Konstruktivismus in den Sozialwissenschaften." (Ungewitter 2001). Ungewitter übergeht hier zwar großzügig, dass die Einsicht in die soziale Konstruktion von Behinderung weit vor der "sozialkonstruktivistischen Wende" erfolgte, nämlich schon in den 70ern, jedoch kann man zuspitzen, dass die Wortpolizei, die unsere Sprache neu ausrichtet, erst nach dieser Wende auftrat: "herausgefordert" ist ein Anwärter auf den Platz, auf dem bislang das Abschiebewort "Behinderung" stand. *Behinderung ist eine soziale Konstruktion* will auch sagen: Die Menschen sind nicht alle gleich, sondern alle verschieden; dass in dieser Verschiedenheit eine Reihe von ihnen/uns unter den Namen *behindert* fallen, bedeutet ihre gesellschaftliche Ausgrenzung. Durch ein sozial verhängtes Normalitätsraster fallen viele durch, sie entsprechen nicht den Durchschnittserwartungen, bzw. haben nicht die Ausstattung, die ein voll anerkanntes Mitglied der Gesellschaft haben sollte.

### 2.

Erving Goffman kommt das Verdienst zu, die Mechanismen, Antizipationen, impliziten und expliziten Ausgrenzungen analysiert zu haben und damit die Mächtigkeit von Normalisierungspraktiken vorgeführt zu haben. Da diese nicht als bewusste Tat registriert werden, nennt er die Normalitäts-Forderungen "im Effekt" gestellte Forderungen und den "Charakter, den wir dem Individuum zuschreiben", "eine Charakterisierung >im Effekt<, seine *virtuale soziale Identität*" (1967, 10). Er berichtet über die vielfältigen Manöver, die jemand mit einem "Stigma",

ein Behinderter z.B. durchführen muss, vom "Täuschen" und anderen Techniken der "Informationskontrolle", kurz er führt vor, wie die von jedem einzelnen ausgehende Normalitätskontrolle die "Abweichenden" in ein beklemmendes Korsett von Verhaltensweisen zwingt, die dann ihre "soziale Identität" ausmachen. Das bestimmt die Biographie, die Geschichte, die man von sich erzählt, die Selbstdarstellung. Goffman kommt am Ende zu dem Ergebnis, dass es in den Vereinigten Staaten etwa nur ein Wesen gibt, das nicht irgendwo durchs Normalitätsraster durchfällt: "ein junger, verheirateter, weißer, städtischer, nordstaatlicher, heterosexueller protestantischer Vater mit College-Ausbildung, voll beschäftigt, von gutem Aussehen, normal in Gewicht und Größe und mit Erfolgen im Sport" (158). Wiewohl solche Normalitätsanforderungen kulturell verschieden sind, bleibt im Gesamt, dass es wohl kaum ein Individuum gibt, das ihnen allen zugleich gehorchen kann. Das nährt den Verdacht, dass die Normalität von lauter Abweichenden aufrechterhalten wird, die darum umso unerbittlicher auf Einhaltung dringen. Sie tun dies in einem Teufelskreis von panischer Distanzierung, schon um sich als "normal" zu zeigen. Dabei erwerben alle Gesellschaftsmitglieder so etwas wie "eine Standardausrüstung" (161), mit der sie Identitätsnormen sowohl darstellen, Abweichungen scharf registrieren und jederzeit verbergen oder beim Verbergen helfen können. Wichtig ist in jedem Fall, die Situation unter Kontrolle zu haben. Insofern kann Goffman davon ausgehen, "dass die Rolle >normal< und die Rolle >stigmatisiert< Teile des gleichen Komplexes sind, Zuschnitte des gleichen Standardstoffes" (ebd.).

Goffmans Arbeit stiftet dazu an, über die eigene Beteiligung bei der Durchsetzung von Normen nachzudenken; er erleichtert es anzunehmen, dass etwa Behinderung eine soziale Konstruktion ist, einem Anforderungsnetz geschuldet, und Behinderten-Politik daher zunächst die Etikettierung als Behinderte, die Zuweisung zu einer bestimmten "nicht-normalen" Gruppe bekämpfen müsse. Da alle immer irgendwo "versagen", scheint es oberstes Gebot, die "Unterscheidung" abzulehnen, um wiederum zu dem Ergebnis zu gelangen, die Vielfältigkeit und Unterschiedenheit der Menschen zu bejahen. So kommen wir schließlich zu dem Resultat, dass es "Behinderung" eigentlich nicht gibt; es gibt nur soziale Umstände, die einem diesen Stempel aufdrücken.

Wiewohl solche Verschiebung ins Soziale gegenüber dem Rückverweis auf Probleme, die in der "natürlichen" Ausstattung von Menschen begründet sind, die Erkenntnis von Interaktions-Verhältnissen befördert, bleibt ein Unbehagen. Die Frage, ob jemand nicht laufen oder nicht sehen kann, auf der gleichen Ebene zu verhandeln, wie die von Aussehen, Alter, Klasse, Geschlecht oder ethnischer Zugehörigkeit, überspringt allzu leicht die Leiblichkeit, als sei auch sie bloß soziale Zugabe und nicht die prekäre Form, in der wir real existieren. So wichtig es ist, die sozialen Zuschreibungen in ihrer Funktion für die bestimmte gesellschaftliche

Reproduktion zu erkennen, so problematisch ist die Gleichbehandlung etwa körperlicher Behinderung oder die Komponente subjektiven physischen Schmerzes, womit zugleich die Unerreichbarkeit einer Vielzahl menschlich möglicher Entfaltungen und Genüsse mit Stillschweigen übergangen wird. Wie konnte Goffmans Darstellung so interaktionstheoretisch vorgehen, wenn er doch in seinen Beispielen äußerst drastische Einschränkungen menschlichen Lebens beschreibt, wie das Fehlen von Sinnes- und Bewegungsorganen? Seine Leistung besteht darin, die alltägliche Behandlung und Berechnung von Normalisierungsdiskursen in allen Details als wechselseitiges Stützungssystem vorzuführen; und insofern schon in der kleinsten Geheimhaltung die Geburt der Tragödie eines ganzen Lebens angelegt zu sehen, in dem die eigene Abweichung vom antizipierten Anderen eine politische Aufforderung an Lebensbewältigung darstellt. Der Schwerpunkt ist dabei die Antizipation, die "Veränderung" des Anderen als Vorstufe zu seiner Ausgrenzung. "Die Gesellschaft schafft die Mittel zur Kategorisierung von Personen und den kompletten Satz von Attributen, die man für die Mitglieder jeder dieser Kategorien als gewöhnlich und natürlich empfindet. [...] Wir stützen uns auf diese Antizipationen, die wir haben, indem wir sie in normative Erwartungen umwandeln, in rechtmäßig gestellte Anforderungen." (9f)

Zwei zunächst weit voneinander entfernte Dimensionen/Standpunkte, die beide in diesem Gewirr sozialer Antizipationen und Konstruktionen so etwas wie eine natürliche Verankerung und eine gesellschaftlich-institutionelle Anbindung einbringen müssen, sollten dagegen energischer hervorgehoben werden: der Standpunkt des Subjekts, nicht nur, wie es über andere denkt, sondern, wie es sich selbst erfährt und der der Institutionen, die die Handlungsbedingungen stellen, die über die jeweiligen Zuschreibungen hinaus, tatsächlich materielle Existenzweise bestimmen.

### *3. Eigene Erfahrung oder mir fremd*

Der ethnologische Blick, der mit Erstaunen auch auf die eigene Gesellschaft blicken kann, als wäre sie fremd, hat sich in der Soziologie als sehr fruchtbar erwiesen. Dies gilt auch für die Subjektforschung, die im Grunde einen kritischen Blick auf sich selbst organisieren muss, als wäre man sich fremd. Insofern ist es etwa in der Frage der Behinderung günstig, wenn sie einem plötzlich zustößt, wenn man also aus dem "einfachen Leben" in ein "behindertes" geworfen wird, sich selbst vertraut und fremd zugleich. - Aus solcher Erfahrung schreibt auch Jenny Morris, die spät in ihrem Leben "behindert" wurde: "there are negative aspects of being disabled which would persist regardless of the kind of society in which we live" (1991, 70f). Daher mische ich mich an dieser Stelle als neuerlich "Betroffene" ein und stelle eigene Erfahrung mit Behinderung zur Diskussion.

Wenige Tage nach einer beidseitigen Brustamputation wegen Krebs trat der Sozialdienst auf, um meine "Wiedereingliederung" in die Gesellschaft zu besprechen. So erfuhr ich zum ersten Mal, dass ich ausgegliedert war, nicht mehr dazugehörig, allerdings sollte sofort Abhilfe sein. Das erste Angebot - ein falscher Busen - wurde von mir abgelehnt. Das zweite - Schwerbehindertenausweis - von der Dame im Sozialdienst in Frage gestellt. So begegnete mir auch dies zum ersten Mal, dass ich schwerbehindert war oder sein würde oder als solche galt. Ich war entsetzt, erschrocken, wollte abwehren und lernte so schnell ich konnte, dass ich selbst eine schlechte Meinung über Behinderte hatte, keinesfalls dazu gehören konnte und wollte, und zugleich wollte ich mir solche Denkgefühle doch nicht erlauben und fragte, auch um Zeit zu gewinnen und in der Hoffnung, mich doch mit weniger Vorurteilen behaftet zu erkennen, was gegen diesen Ausweis spräche. Die Dame wies darauf hin, dass, obwohl es nicht so sein sollte, es doch eine Menge Vorurteile in der Gesellschaft gegen Behinderte gebe, wenn ich mich zum Beispiel neu um eine Arbeitsstelle bewerben würde. Sie war sichtlich verlegen und hatte wohl schon angenommen, dass ich zur Gemeinde der Vorurteilshengenden gehöre, eine Zumutung, die ich auf diese Weise trotzig überwinden konnte schon wegen der Unmöglichkeit ihres Beispiels. Schließlich war es sehr kurz nach einer schweren Operation, bei der es noch gar nicht sicher war, ob ich überhaupt überlebte und zudem war ich älter als 60 Jahre und ohnehin auf Lebenszeit beschäftigt. Ich verlangte also Auskunft, was die Vorteile eines solchen Ausweises seien, der doch kaum zur Wiedereingliederung behilflich sein könnte, wenn er nichts tat als mich zu stigmatisieren. Und richtig, die Dame war nach dieser ersten schwierigen Situation ganz im kompetenten Fahrwasser staatlicher Hilfestellung. Ich erfuhr zu meiner Befriedigung, dass es Steuererleichterungen gebe, eine Hilfe im Haushalt mitfinanziert werden könne, ebenso eine Schreibhilfe, da ich als Professorin glaubwürdig auch zur Rückkehr in den Beruf viel schreiben müsste, Erleichterungen und Hilfe bei öffentlichen Verkehrsmitteln und schließlich natürlich die Vergünstigungen des Parkens auf Schwerbehindertenplätzen, die es ja gibt.

Früher, in dem Leben, das ich allmählich als mein voriges Leben zu denken versuche, früher habe ich die Behindertenparkplätze in der Stadt überscharf wahrgenommen bis zu dem Eindruck, dass es viel zu viele davon gebe, die zudem nicht gebraucht und daher immer unbesetzt wären. Die einzigen Räume, in denen ich im stets verlorenen Wettlauf um einen der normalen Parkplätze kämpfte, bei denen die Maxime gilt: wer zuerst kommt ..., die immer leer gähnten und die doch für mich nicht zugänglich oder besser beparkbar waren. Ich war überzeugt, dass die Anzahl der Behinderten in der Stadt weit unter der für sie bestimmten Parkplätze lag.

Trotz solcher missgünstiger Überlegungen, in denen ich ein bürokratisches Übermaß von Plätzen für eine bestimmte Gruppe, die ich im übri-

gen selten wahrnahm, mutmaßte, hatte ich den Staat für eher unsozial gehalten. So war ich jetzt, angesichts der Vorteile, die mir aus dem Schwerbehindertenausweis erwachsen sollten, erstaunt, wieviel Wohlfahrt der Staat, dessen Sozialabbau ich schon weiter fortgeschritten glaubte, seinen in Not geratenen Bürgern noch gewährt und entschied mich also für den Ausweis schon als Anerkennung staatlicher Politik. Zugleich machte ich mir innerlich eine Notiz, die Fragen der Sozialversorgung der Bevölkerung genauer zu studieren und nährte schon ein aufkeimendes schlechtes Gewissen, dass ich bislang offenbar ohne genaue Kenntnis soviel Kritik geübt hatte.

Ich wurde nach zwei Wochen nach Hause entlassen mit der Aussicht, noch wenigstens ein Jahr arbeitsunfähig zu sein und erhielt eine große Liste von Verhaltensmaßregeln, was ich alles nicht dürfte, falls ich so zu Kräften käme, dass ich versuchen würde zu leben wie gewohnt. Je weniger es mir gelang, den Tag einigermaßen sinnvoll zu gestalten - schon der Versuch, etwas zu verfassen, geschweige denn es gar in den Computer zu tippen, brachte mir Übelkeit und Schweißausbrüche - desto dringlicher wartete ich auf meinen Schwerbehindertenausweis, der mir jetzt als eine Art Schlüssel erschien, Lebenstüren wieder zu öffnen. Er kam nach zwei Monaten rückwirkend ausgestellt auf 80 Prozent Schwerbehinderung. Ich war erschrocken über mich und zugleich stolz. 80 Prozent war viel mehr als ich zu brauchen glaubte, um meinen Mitmenschen Schonung, Nachsicht, Hilfe abzubitten. Es zeigte, dass man von mir nicht so viel wie bislang verlangen konnte und es konnte zugleich belegen, wieviel ich dennoch schaffte, konnte ein Aufbaustück in meinem Selbstwertgefühl sein. Der Triumph rang mit dem Schrecken. 80 Prozent hieß ja doch, dass ich ernsthaft beeinträchtigt war, und dass dies sogleich auf 5 Jahre ohne Zwischenprüfung bestätigt wurde, offenbarte mir plötzlich, dass alle bisherigen nicht ganz klaren aber doch stabilen Hoffnungen, dass "es" irgendwann in naher Zukunft so werden würde wie zuvor, falsch waren. Ich würde ein reduziertes Leben leben; alle Anstrengung würde nicht reichen, die Abnahme an sinnlichem Leben auszugleichen. Ich verschob den Schrecken in Empörung über die Langsamkeit, mit der im Versorgungsamt gearbeitet worden war, die mir schließlich die Hilfe versagte, wo sie am nötigsten war, nämlich in den ersten Monaten. Es gelang, das Empörungsgefühl in Tatkraft umzubauen. Noch gläubig rief ich beim Versorgungsamt an, um die Möglichkeiten der Haushaltshilfe zu erkunden - schließlich kann ich wegen fehlender Lymphknoten nur zwei Pfund heben, nichts Mechanisches wie Bügeln tun, nicht Putzen, kurz im Grunde bin ich als "Hausfrau" ganz und gar nicht mehr zu gebrauchen. Allerdings habe ich alle diese Dinge nie gern getan, aber jetzt hätte ich die Möglichkeit, ohne jemandem zur Last zu fallen und ohne große eigene Kosten, geradezu einen Gewinn aus meiner Behinderung zu ziehen. Man belehrte mich schneidend, dass dieses Ansinnen auf einem Missverständnis beruhe, nur "Wiedereingliede-

nung ins Berufsleben ist zuwendungsfähig" und da gehört selbstverständlich das Private, Häusliche nicht dazu. Also bat ich, noch immer bereit, den Schwerbehindertenausweis für eine nützliche Einrichtung zu halten - sozusagen gegen alle Vorurteile - um die Schreibhilfe, bzw. einen Finanzierungszuschuss, da ich eine solche Hilfe schon seit meiner Entlassung aus dem Krankenhaus, seit der Erfahrung meiner Schwäche in der Wirklichkeit beschäftigte. Es war falsch von mir, anzunehmen, der Schwerbehindertenausweis würde irgendetwas bewirken. Ich musste eine Vielzahl von Zusatzdokumenten, Begründungen usw. beibringen, ein Ansinnen, das ich zunächst entmutigt beiseite legte, da die Behinderung in der Tat nicht bloß auf dem Ausweis, sondern in meinem Leben ist. Schließlich entschied ich mich doch für den Antrag, verbrauchte einige Tage fast alle Kräfte für das Zusammenstellen der notwendigen Unterlagen und schickte ihn, doch wieder zuversichtlich ab. Sieben Monate nach der Operation wurde er endlich vom Amt abschlägig beschieden. Die Ermäßigung beim Zufahren oder im Nahverkehr galt für mich ohnehin nicht, da ich nicht blind und nicht total gehbehindert bin, so blieb schließlich das Parken auf Behindertenparkplätzen.

Ich kopierte meinen Schwerbehindertenausweis, deutlich sichtbar die 80 Prozent und das Foto von mir und legte ihn ins Auto. Wenigstens dies - und so machte ich meine nächste Erfahrung.

Gegen ärztlichen Rat bin ich schon nach 5 Monaten zurück in den Beruf gegangen, weil ich mir zeigen wollte, dass ich das schaffe, trotz Behinderung. Ich pendelte zwischen Hamburg, meiner Arbeitsstätte und Berlin, meinem Wohnort. Am Anfang des Semesters muss ich eine Menge Bücher von Berlin mitnehmen, die ich nicht mehr tragen kann. Also fuhr ich ausnahmsweise mit dem Auto. Auf der Rückfahrt von Hamburg geriet ich schon bald in einen endlosen Stau und war schließlich so erschöpft, dass ich auf den Parkplatz der Raststätte Stolpe kurvte. Er war gähnend leer, was nicht weiter verwundert, da es sich hier meistens um nicht mehr als einen erweiterten Imbissstand handelt, an dem man im Stehen das spärliche Angebot zu sich nimmt. Aber ich war bereit, etwas angenehm zu finden und war auch trotz Erschöpfung glücklich über meine Initiative und Selbständigkeit und steuerte, als ich unerwartet das Rollstuhlzeichen sah, unter all den leeren Plätzen fast übermütig den Behindertenparkplatz an. Es war an sich unsinnig, da ja nirgends jemand parkte, jedoch fühlte ich plötzlich eine innere Zustimmung und wollte mich bekennen zu der weitgehend unsichtbaren Schar der Behinderten. Es war eine Art von trotzigem Lebenswillen, indem ich das Angebot der Gesellschaft annahm und bereit war, dies als einen winzigen Ausgleich für meine Martern zu empfinden. Da ich nur unter Schmerzen laufe, kam es mir beim kurzen Gang vom Auto zur Raststätte auch zunehmend gerecht vor, dass es etwas Besonderes für mich gab, eben einen Behindertenparkplatz.

Als ich zum Auto zurückkam, gab es immer noch keine weiteren Parkenden. Auf den leeren Asphalt regnete es gleichmäßig; es dämmerte bereits und doch konnte ich noch erkennen, dass jemand dagewesen war: die Polizei. Sie hatte einen Zettel wegen "ordnungswidrigem Verhalten" hinter den Scheibenwischer gesteckt. Schon in meinem vorhergehenden Leben gehörte "ordnungswidrig" zu den Worten, die allseits Alarm auslösten. Ich hatte niemals vorgehabt, in der Ordnung zu sein; wenngleich ich natürlich darauf achtete, dass meine Verstöße nicht zu offiziellen Widrigkeitsabmahnungen führten. Aber jetzt, an dieser Stelle, wo ich gerade begonnen hatte, mich in die Ordnung der Annahme meiner Behinderung zu begeben, ausgerechnet jetzt erwischt zu werden, dass ich mich "widrig" verhalten hätte, schien mir nichts als nackter Hohn zu sein. Es musste sich um ein Missverständnis handeln. Ich schrieb an die Polizeidirektion Schwerin, dass ich zu Recht, also gewissermaßen "ordnungsgemäß" dort gestanden habe und schickte eine weitere Kopie meines Schwerbehindertenausweises. Zehn Tage später - also unerhört schnell in diesen so langsamen Prozeduren - erhielt ich folgende Mitteilung: "Zur Information für Sie und zur Vermeidung weiterer Ordnungswidrigkeiten teile ich Ihnen mit, dass das Parken auf einem Sonderparkplatz für Schwerbehinderte nur dem Personenkreis gestattet ist, der eine Sondergenehmigung, die auf Antrag von der örtlich zuständigen Straßenverkehrsbehörde erstellt wird, vorweisen kann. Sie erhalten die Gelegenheit, das Verwarngeld in Höhe von 75,00 DM mit dem beigefügten Einzahlschein" innerhalb von 8 Tagen einzuzahlen.

Ich wendete den normalen Ärger über die Amtssprache, die eigens erfunden scheint, dass man sich niemals als lebendiger gemeinter Mensch fühlen kann, in Empörung über die Zumutung. Sollte ich bei sämtlichen "örtlich zuständigen Straßenverkehrsbehörden" Deutschlands Anträge stellen, falls ich mal vorbeikomme und parken möchte oder einfach resignieren in diesem sich aufschaukelnden Unglück von Krebs, Behinderung und Polizei, das jetzt auch noch zu den ohnehin anfallenden vielfältigen Kosten Bußgelder beinhaltet?

Einige Monate später beendete ich meine Hamburger Zeit. Da es mir nicht besonders gut ging, weil es viel schwerer war, als ich gehofft hatte, die Lehre durchzuhalten, da ich zusätzlich noch eine schmerzhaft rheumatische Erkrankung habe, verließ ich die Hochschule für Wirtschaft und Politik nach 22 Jahren zum Ende des Wintersemesters. Ende März kam ich zum letzten Mal nach Hamburg, um die letzten benoteten studentischen Arbeiten abzugeben, die Promoventen zu treffen, mein Zimmer auszuräumen. Seit dem Zwischenfall mit der Schweriner Polizei war mehr als ein halbes Jahr vergangen, Zeit genug, dass ich mir vor machte, dies sei eine lokale Besonderheit gewesen, und Hamburg, meine Lebensstätte für so lange Zeit, sei in diesem Punkt ganz anders. Natürlich war ich auch sentimental, weil ich Abschied nehmen musste. So fuhr ich mit dem Auto zur Hochschule und parkte in der Schlüterstraße

auf dem weit und breit einzigen freien Parkplatz, der ein Behindertenparkplatz war. Das Zeichen weckte Unruhe und schien zugleich Hilfe anzubieten. Ich konnte zu diesem Zeitpunkt wieder nur recht mühsam laufen, sodass ich leichten Zweifel ausgleichend in ein Gefühl der Aufgehobenheit verschob. Ich legte also meinen Schwerbehindertenausweis hinter die Scheibe und bewegte mich ruhig fort. Ich kehrte schon nach einer halben Stunde zurück. Da steckte dieser weiße Zettel hinter der Scheibe und zum Beweis, dass der diensttuende Polizist den Ausweis gesehen hatte, stand auf der Rückseite des Zettels, dass ich keine Erlaubnis für Hamburg besäße. - Auch dieser Fall ging einige Male hin und her - die Bildzeitung wollte sich einmischen, ließ es aber wieder fallen, und ich erhielt am Ende einen Bußgeldbescheid von 75,- DM, zahlbar binnen einer Woche, wie gehabt.

Für mein seelisches Gleichgewicht beschloss ich, den Behindertenausweis zu vergessen, nie mehr herauszuholen und hegte doch noch Zweifel, ob er vielleicht allein zum Zwecke ausgestellt war, andere von meinem Ungenügen zu informieren - Behörden zum Beispiel. Ich konnte mir nicht mehr recht vorstellen, wozu es diese Dinger gab und versuchte zunächst, nicht mehr an ihn zu denken. Aber schon wenig später, als Folge meines Umzugs von Berlin nach Süddeutschland erhielt ich eine Nachricht vom Versorgungsamt Berlin, sie hätten alle Unterlagen bezüglich meiner Schwerbehinderung nach Stuttgart geschickt, da dieses Versorgungsamt ab sofort für mich "zuständig" sei. Ich hatte nur die Möglichkeit, jetzt ernsthaft an eine Verfolgung zu denken, eine behördliche Kontrolle, die, da sie mir nichts Positives gewähren wollte, irgendwie und unvorstellbar auf Zukunft negative Daten über mich sammelte, oder aber noch einmal von vorn zu beginnen und die Erfahrungen mit Schwerin und Hamburg und Berlin nicht für allgemein zu halten. Ich wohne jetzt in einer alten Stadt, in der nur die jeweiligen Anwohner einer Straße und Behinderte parken dürfen. Alle anderen lassen ihr Auto am Stadtring in einem Parkhaus stehen und gehen zu Fuß. Ich hatte das in diesem Ausmaß nicht gewusst und musste jetzt also erfahren, dass ich mit meinen 2 Pfund Tragefähigkeit und schmerzhaften Laufen aus der Gruppe der ihren Alltag Bewältigenden, der auf dem Markt Einkaufenden, der überhaupt Einkaufenden gestrichen war. Ich schrieb an das Versorgungsamt Stuttgart, das ja meine Unterlagen mit den stolzen 80% hatte, erklärte zusätzlich meine Lage, die mich zwingt, mir das Einge-kaufte aus den Läden ins Auto bringen zu lassen, was natürlich nicht geht, wenn der Wagen ganz woanders steht und bat um die Erlaubnis auf Behindertenparkplätzen stehen zu dürfen und entsprechender Plakette. Schon nach wenigen Wochen erhielt ich ein langes Formular und die Aufforderung, die Änderungen in meinem Zustand fachärztlich begutachtet zu belegen. Und mit Leuchtstift hervorgehoben stand dort, was ich nachweisen müsste: "Als Schwerbehinderte mit außergewöhnlicher Gehbehinderung sind solche Personen anzusehen, die sich wegen der



Schwere ihres Leidens dauernd nur mit fremder Hilfe oder nur mit großer Anstrengung außerhalb ihres Kraftfahrzeuges bewegen können. Hierzu zählen Querschnittsgelähmte, Doppeloberschenkelamputierte, Doppelunterschenkelamputierte, Hüftexartikulierte und einseitig Oberschenkelamputierte, die dauernd außerstande sind, ein Kunstbein zu tragen usw. usw." Trotz der bürokratischen Kälte der Sprache war ich gezwungen, mir Menschen vorzustellen, zerlegt, zersägt, doch weiterhin in Autos umherirrend, auf der Suche nach einem Parkplatz, der ihnen kaum nützen konnte, da sie ja nicht einmal ein Kunstbein benutzen durften zum Gehen. Der Schrecken fegte mich auf die andere Seite zu den "gewöhnlich Gehbehinderten", vielleicht nicht einmal das. Der Verweis hatte den sonderbaren Effekt, mich zufrieden zu stellen. Ich war offenbar gar nicht behindert, die 80%, wie ich schon lange vermutet hatte, eine Täuschung; es ging mir gut, wenigstens im Verhältnis zu anderen. Ich hatte mit Recht kein Recht auf einen Parkplatz. Leider führte diese Wiedereingliederung nicht dazu, mich meinen Alltag besser bewältigen zu lassen.

#### *4. Leben und Tod*

Der Gang durch die vielfältigen institutionellen Hindernisse und durch die Schwierigkeiten mit mir selbst soll nicht belegen, dass es unsinnig ist, Behinderung als sozial produziertes Geschehen zwischen Menschen zu studieren, die solcherart Normen lebendig halten und soziale Interaktion in bestimmter Weise herstellen. Vielmehr scheint mir darüber hinaus Gesellschaft noch aus härterem Stoff gemacht und die einzelnen leidvoller verstrickt als in der Studie von Goffman vorgeführt. Wiewohl Motive zu "täuschen", zu versuchen, "normal" zu scheinen, um nicht aus der fiktiven Gemeinschaft herauszufallen, um überhaupt nicht aufzufallen, sicher als alltägliche Strategie angenommen werden können, scheint mir die Problematik zusätzlich elementarer das "behinderte" Individuum zu treffen und seine Angewiesenheit auf gesellschaftliche Hilfe, die ringsum verweigert, bestenfalls auf privates Mitleid orientiert wird. So ist vermutlich der Versuch, Behinderung wesentlich als Interaktionsgeschehen zu entziffern, auch eine Methode, die Tatsache, dass Menschen sterblich sind, also die Existenz des Todes wegzuschieben. Auf diese Weise kann das Leben zu einem Managementproblem verflacht und zugleich erträglich gemacht werden. Vom Standpunkt des Todes, bzw. seiner Verdrängung versucht umgekehrt die Anforderung an Behinderte, nicht allzusehr aufzufallen, ganz allgemein nicht an Tod erinnert werden zu wollen. In dieser Weise sind die "politisch korrekten" Sprachänderungen, die uns empfehlen, eher von "Herausforderung" als von "Behinderung" zu sprechen, bzw. gar dieses Wort mit einem Bannstrahl des Unerlaubten zu versehen, Umgangsweisen, die den Tod aus dem Leben

verdrängen.<sup>1</sup> Entsprechend schreibt eine Sehbehinderte über die Versuche von Eltern und Lehrern, dies nicht wahrhaben zu wollen: "Thus the whole reality of my experience was being denied, and I was told that it did not exist. [...] they were trying to deny my existence and therefore my life itself. They were trying to kill me." (Edwina Franchild, 1985, 37, zit. nach Morris, 90) Aber der Schreck auf die Mitteilung eigener Behinderung ist auch Antwort auf die Problematik des Sterbens und weiß zugleich halbbewusst, dass es kein Erbarmen und keine Hilfe geben wird. Immer weiter gilt Brecht: "Denn wie man sich bettet, so liegt man/ Es deckt einen keiner da zu/ Und wenn einer tritt, dann bin ich es/Und wird einer getreten, dann bist's du." (Gedichte II, 1960, 209)

So haben die verschiedenen Gesetze und Einordnungen, Ausweise und Sondergenehmigungen wesentlich den Effekt, den Schrei nach gesellschaftlicher Hilfe mundtot zu machen durch Verweis auf Schlimmeres, das immer noch erwartbar ist. Dieser Verweis dient zugleich dazu, zu akzeptieren, dass unter Bedingungen von Behinderung größere Anstrengung weniger erreicht und mit diesem wenigen auszukommen. Der Normalisierungsdiskurs schlägt jetzt andersherum zu: im Grunde sind alle normal, wenn sie sich nur Mühe geben. Was dazugelernt werden muss, ist, dass alle Kritik, die wir an Gesellschaft als Stätte von Konkurrenz, Entfremdung, Kälte üben, in der Tat gerechtfertigt ist. Die Einbuße von Leistungsfähigkeit durch "Behinderung" macht uns klar, dass unsere Kritik aber auch auf dem Boden der Hoffnung formuliert war, es könne im Kritisierten doch auch ein anderes Gemeinwesen geben, ja, es sei schon hier und heute möglich, Trost und Hilfe zu finden. Der Widerspruch, in dem ich mich befinde, Behinderung zu erleiden, aber nicht wirklich wahrhaben zu wollen, zwingt mich dazu das "Ändere die Welt, sie braucht es" als Notwendigkeit endlich so zu begreifen, dass der bisherige Gang der Dinge für viele bedeutet, ihnen das Recht auf Leben abzuspochen.

In der *Dreigroschenoper* treibt Brecht die gesellschaftlichen Zustände auf die Spitze. Die Kehrseite des Ausschlusses all derer, die im gesellschaftlichen Jeder gegen Jeden nicht mithalten können, ist das Mitleid mit den Behinderten/Bettlern. Das ist die Grundlage, Behinderung dem gewöhnlichen Gang der Dinge anzupassen und aus ihr ein Geschäft zu machen. Entsprechend organisiert der Geschäftsmann Peachum die Bettler der Stadt und lässt sie die schrecklichsten sichtbaren Verkrüppelungen ausstellen. Freilich ist solche Darbietung nur für kurze Zeit ertragreich, weil sich die Menschen an alles gewöhnen. "Es gibt einige

<sup>1</sup> Erving Goffman betreibt im übrigen keinesfalls eine solche Sprachpolitik; er spricht im geraden Gegenteil die einzelnen Stigmata, Zuweisungen, Etikettierungen besonders hart aus, ein Vorgehen, das es der im Klima >politischer Korrektheit< inzwischen herangewachsenen Studentengeneration nach meiner Erfahrung fast unmöglich macht, zu erkennen, dass er nicht die >Behinderten< herabsetzt, sondern die herrschende Normalität destruiert.

wenige Dinge, die den Menschen erschüttern, [...] aber das Schlimme ist, dass sie, mehrmals angewendet, schon nicht mehr wirken. Denn der Mensch hat die furchtbare Fähigkeit, sich gleichsam nach eigenem Belieben gefühllos zu machen. So kommt es zum Beispiel, dass ein Mann, der einen anderen Mann mit einem Armstumpf an der Straßenecke stehen sieht, ihm wohl in seinem Schrecken das erste Mal zehn Pennies zu geben bereit ist, aber das zweite Mal nur mehr fünf Pennies, und sieht er ihn das dritte Mal, übergibt er ihn kaltblütig der Polizei." (Stücke Bd. 3, 1958, 11) Peachum erklärt die fünf "Grundtypen des Elends, die geeignet sind, das menschliche Herz zu rühren. Der Anblick solcher Typen versetzt den Menschen in jenen unnatürlichen Zustand, in welchem er bereit ist, Geld herzugeben." (16) Jenny Morris erklärt, "pictures of deformed people are horrifying and set up a chain of unpleasant reactions. One comes away sickened and feeling guilty about one's own responses" (91). Und später: "Images of disabled people are also used to make people feel that they are lucky; to feel relief that their life, their child, is not like that. But this sense of relief can bring a sense of guilt [...] Again it is easy to soothe this reaction by giving money." (109) Brechts Peachum hat Behinderung als Geschäft wissenschaftlich studiert und weiß daher, dass ein Schock organisiert werden muss, der zugleich nichts fordern darf, der also die Versöhnung als beruhigende Gegenwirkung anbietet. So typisiert er das Opfer eines Verkehrsunfalls, gelähmt, "verschärft durch einen Armstumpf", das immer munter, heiter, sorglos ist; das Kriegsoffer mit Dauerzittern, das Ekel hervorruft und ihn abfängt durch Ehrenzeichen wegen Tapferkeit; das Opfer eines Arbeitsunfalls, blind, aber reinlich gekleidet usw. Brecht war für Verhältnisse, in denen man kein Mitleid braucht, weil dies diejenigen, die Mitleid empfangen der Gnade anderer auf Gedeih und Verderb aussetzt und umgekehrt diejenigen, die Mitleid empfinden, gefühlig nach oben entrückt und zugleich wirklich solidarischer Handlung oder gar Eingriff in die allgemeinen Bedingungen des Handelns entheben kann.

#### *Literatur:*

Bertolt Brecht, Die Dreigroschenoper, Stücke Band 3, Berlin/DDR 1958, 7-166

ders., Denn wie man sich bettet, Gedichte 2, Frankfurt 1960, 209

Erving Goffman, (1963), 1967: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/M

Jenny Morris, 1991: Pride against Prejudice. A Personal Politics of Disability. London

Carsten Ungewitter, Die Barbarei der Perfektion, Freitag 29, 13.07. 2001, S. 11